

I.**Samstag, 30. Juni 1934**

So ist das also. Merkwürdig, ich hätte gedacht, man würde den Schmerz fühlen, ihn ganz stark empfinden. Doch es ist weniger schlimm als beim Zahnarzt. Ja, eigentlich hat nur der erste Schlag wirklich wehgetan. Er kam von hinten, und ich donnerte mit aller Wucht gegen die Ziegelwand. Ich denke, da ist schon die Haut auf der Stirn aufgeplatzt, denn ich konnte ab diesem Zeitpunkt nicht mehr richtig sehen. Vielleicht habe ich aber auch eine Gehirnerschütterung davongetragen, oder der Hieb hat den Sehnerv beeinträchtigt. Ich weiß jedenfalls, dass ich sofort nach der Attacke in die Knie gegangen bin und mir dachte, es sei seltsam, dass der Fall auf die Gelenke mehr Schmerz verursachte als der Aufprall des Kopfes. Aber ich bin ja nicht viel zum Nachdenken gekommen, denn der Angreifer hat mich unmittelbar danach in die Nieren getreten. Und das verursachte eigentlich auch noch eine ziemliche Pein, und ich glaube, zu diesem Zeitpunkt habe ich das erste Mal aufgeschrien. Ich habe dann irgendeine Schimpfkanonade gehört, ich solle mein Maul halten, ich Schwein, oder so etwas in der Art, und eine zweite Stimme sagte, ich würde nun endlich bekommen, was ich längst schon verdient hätte, ich parasitärer Schmarotzer. Dabei spürte ich nochmals einen heftigen Schlag auf den Kopf, der von rechts ausgeführt worden war, so dass ich seitlich wegnickte und nun erstmals zur Gänze auf dem Boden lag. Und immer wieder trat man mir in die Nieren und die Bauchgegend. Es war seltsam, aber es tat mit jedem Tritt weniger weh. Einmal traf einer der Schläge meine Intimteile, und mir blieb für einen Moment die Luft weg, doch gleich danach prasselten ein paar Schläge auf meinen Oberkörper, und die lenkten

von dem Schmerz in den unteren Regionen ab. Ich weiß, es klingt unglaublich, aber mir war, als würde ich hören, wie meine Haut aufplatzte. Ich kann natürlich nicht sagen, ob meine Kleidung durch meinen Angstschweiß oder durch austretendes Blut durchnässt wurde, aber ich spürte, wie sie an meinem Körper zu kleben begann. Und wieder traf mich ein Stiefel voll in der Seite. Einer der Angreifer redete sich richtig in Rage. Er beschimpfte mich immer wüster und begann, nun auch gezielt meinen Kopf mit Tritten zu bearbeiten. Ich versuchte ihn so gut es ging mit meinen Händen zu schützen, doch ein Tritt kam durch meine Deckung durch und schlug meine Lippen blutig. Die warme Flüssigkeit breitete sich in meiner Mundhöhle aus und ich hatte das Gefühl, als verschluckte ich mich, weshalb sich ein heftiger Hustenreiz einstellte. Als ich eben meinen Mund öffnete, um das Blut, das sich darin gesammelt hatte, auszuspucken, bekam meine Nase einen Treffer, und ich hatte elementare Atemnot. Sicher ist das Nasenbein gebrochen, dachte ich mir noch, als ich versuchte, irgendwie Luft zu bekommen. Ich muss dabei wohl gestöhnt haben, denn die Angreifer überschütteten mich mit Hohn und setzten ihre erniedrigenden Beleidigungen fort.

Nach einigen Minuten fühlte ich mich wirklich am Ende, und ich weiß noch, ich dachte, jetzt müssten sie bald von mir ablassen, denn sie hatten sich abregiert und ihren Spaß gehabt. Ich lag merkwürdig verkrümmt auf dem Boden und zuckte nur noch ab und zu, wenn mich ein weiterer schwerer Tritt traf. Es war un schön. Rund um mich entstanden kleine Lacken, ein unappetitliches Flüssigkeitsgemisch aus Blut, Speichel und ja, warum soll ich es verheimlichen, auch Urin breitete sich aus.

So, das dauert jetzt schon eine ganze Weile. Sie sollten eigentlich langsam müde werden. Ich wehre mich nicht und zucke nur noch bei besonders harten Schlägen. Eigentlich müsste ihnen mein Verhalten doch allmählich den Spaß verderben. Sie haben doch gesagt, sie wollten mir eine Lektion

verpassen. Nun, die habe ich doch mittlerweile gelernt, oder? Warum hören die nicht endlich auf?

Ich bekomme laufend Tritte ab, ohne, dass sie irgendwohin zielen würden. Es ist ihnen anscheinend egal, wo sie mich treffen – und mir mittlerweile auch. Ich bin nur noch erschöpft. Ich spüre keinen Schmerz mehr und habe das Gefühl, als wäre mein ganzer Körper in Watte gepackt. Von ganz weit weg höre ich die Schimpfkanonade des Schlägers, doch ich verstehe seine Worte nicht mehr. Irgendetwas von „Blutsauger“ und „Parasit“ meine ich zu hören, doch ich kann mich nicht mehr richtig konzentrieren. Ob ich ohnmächtig werde?

Es muss eine Ewigkeit her sein, seit ich vor dieser Pein zu fliehen versuchte, um vielleicht in den eigenen vier Wänden Sicherheit zu finden. Doch da erwischte es mich. Ich hatte mit dem Schlag gerechnet, und doch kam er überraschend. Wann das wohl war? Ich habe jedes Zeitgefühl verloren. Warum lassen die nicht endlich von mir ab? Was wollen die denn noch? Sehen die nicht, dass ich vollkommen fertig bin? Nur noch ein Klumpen blutendes Fleisch? Ob etwas gebrochen ist? Das Nasenbein wahrscheinlich, und ein paar Rippen ziemlich sicher. Es soll endlich aufhören, bitte. Aufhören! Ich möchte schreien, doch ich kann nicht. Und ich wollte sie fragen, was es denn noch bringt, auf jemanden einzudreschen, der sich ohnehin kaum mehr bewegen kann. Warum tun die das?

Die wollen mich richtig fertigmachen! Ja, das ist es, die werden erst aufhören, wenn ich wirklich tot bin! Oh Gott, das gibt es doch nicht, das kann doch gar nicht wahr sein! Hilfe, zu Hilfe! Warum hilft mir denn niemand? So etwas kommt doch im wirklichen Leben nicht vor! Es wird doch niemand totgeprügelt. Nicht hier in Wien. Aufhören! Um Himmels willen aufhören! Wenn ich mich nur irgendwie wegschleppen könnte, wenn nur jemand käme, der diesen Wahnsinn beendet, bitte, das ist doch alles ganz unwirklich, wie im Alptraum, da

muss ich doch endlich aufwachen, in meinem Bett, und es ist einfach ein neuer Tag, und alles an mir ist heil. Ich glaube, jetzt ist etwas gerissen. War das die Lunge? Ich bekomme ohnehin schon keine Luft mehr, weil mein Mund und meine Nase vollkommen mit Blut gefüllt sind. Und jetzt auch noch dieser stechende Schmerz in der Seite. Ob eine Rippe in die Lunge eingedrungen ist? Wann hat das alles endlich ein Ende? Ich will leben, bitte, leben! Hört denn niemand in diesem Haus den Lärm, holt denn niemand die Polizei? Die prügeln mich wirklich tot. Nein, die hören nicht auf, solange sich noch irgendwas in mir regt. Gott im Himmel, lass das nicht zu, hilf mir in meiner Not, ich will nicht sterben. Nicht jetzt, nicht so. Vielleicht habe ich wirklich etwas falsch gemacht in meinem Leben, doch welchen Nutzen hätte diese Erkenntnis, wenn ich diese Fehler nicht mehr korrigieren könnte? Bitte, lieber Gott, lass mich nicht so enden, gib mir eine Chance, rette mich, bitte! Ich bekomme keine Luft mehr, ich kann nicht mehr denken, ich ... ob ich ein weißes Licht sehen werde ... zieht mein Leben an mir vorüber? Nein, das darf nicht sein ... aufhören ... merkwürdig, ich spüre gar nichts mehr ... ich ... nicht auf den Kopf ... nein ... nicht ... Kopf. Gott, du kannst das ... nicht zulassen ... Ich habe doch immer versucht, nach deinen Geboten zu leben ... es kann nicht recht sein, was diese Mörder tun, gebiete ihnen Einhalt ... Ob man mich vermissen wird, wenn ich nicht mehr bin? ... Nein, so darf ich nicht denken! Ich werde überleben! Ich muss überleben! Alles andere wäre völlig widersinnig. Ich will all meine Kraft zusammennehmen, um diese Prüfung zu bestehen. Sie werden ihren Willen nicht bekommen, ich stehe das durch. Egal, wie sehr sie sich in Rage gebracht haben, ich werde ihnen die Stirn bieten. Ich bin ...

II.

Sonntag, 1. Juli 1934

Polizeioberst David Bronstein stand, wie er es gewohnt war, Punkt sieben Uhr früh auf. Natürlich wusste er, dass er am Sonntag nicht zu arbeiten brauchte, doch er legte schon seit vielen Jahren Wert darauf, Tag für Tag sein besonderes Ritual einzuhalten. In früheren Zeiten freilich, da er noch in Hernals auf Zimmer-Küche-Kabinett gewohnt hatte, war dieses sein Ritual ein wenig spartanischer ausgefallen. Er hatte sich damals noch mit einem normalen Lavoir behelfen müssen, in das er einfach aus einer bereitstehenden Karaffe Wasser hineingegossen hatte, um sich Gesicht, Hals und Nacken zu waschen. Anschließend pflegte er fünfundzwanzig Kniebeugen zu machen, ehe er sich seines Nachthemds entledigte, um sich sodann, ganz dem jeweiligen Tag entsprechend, anzukleiden. Erst danach setzte er sich an den Küchentisch, wo er ein Glas Kuhmilch zu sich nahm und sich seine erste „Donau“ gönnte. Dieses Zeremoniell hatte er im Wesentlichen auch noch in Margareten beibehalten. Nun aber, da er endlich standesgemäß in der Walfischgasse residierte und sich sogar eine Zugehfrau leisten konnte, fiel diese morgendliche Verrichtung ein wenig pompöser aus. Er hatte nun ein eigenes Badezimmer, in dem er sich umfassend reinigen konnte, ehe er sich zu Tisch begab, wo der Hausgeist wochentags dafür Sorge trug, dass Kaffee und ein Bröche bereitstanden. Auf diese Weise vergingen immer dreißig bis vierzig Minuten, ehe er tatsächlich das Haus verließ, bereit, sich den jeweiligen Tagesaufgaben zuzuwenden.

An diesem Sonntag verspürte er jedoch wenig Lust, auf die übliche Weise den Tag zu beginnen. Vor dem Schlafengehen

hatte er im Radio noch atemberaubende Geschichten aus Berlin gehört, wo es offenbar zu einem Putsch der SA gekommen war, den die Nazis jedoch mit Hilfe der Wehrmacht niedergeschlagen hatten. Bronstein war begierig, mehr über diese Sache zu erfahren, und so verzichtete er auf den Kaffee zu Hause, legte vielmehr nach der Morgentoilette rasch einen weißen Sommeranzug an, um dann eilig das Haus zu verlassen. Vor der Tür wandte er sich nach rechts und trabte flott am Hotel Sacher vorbei zur Augustinerstraße, um nach wenigen Minuten den Michaelerplatz zu erreichen. Von dort waren es nur noch wenige Minuten, ehe er sein Stammcafé, das „Herrenhof“, erreichte. In diesem Etablissement, das vor allem dafür bekannt war, die literarischen Größen des Landes zu beherbergen, war er in den letzten Jahren heimisch geworden, und er hatte dem „Herrenhof“ auch noch die Treue gehalten, als er vom Bezirkskommissariat Innere Stadt in das Sicherheitsbüro versetzt worden war, das direkt im Polizeipräsidium am Ring einquartiert war. Bronsteins Wege waren dadurch zwar länger geworden, aber seinen großen Braunen ließ er sich nicht nehmen. Jeden Morgen machte er im „Herrenhof“ gleichsam Zwischenstation auf seinem Weg ins Präsidium, um dort die Tagespresse zu studieren. In aller Ruhe zumal, da die Herren Literaten um diese Uhrzeit noch tief und fest zu ruhen pflegten und sich daher kaum Gäste in das Café verirrt.

So wollte es Bronstein auch an diesem Sonntag halten. Wenige Minuten vor acht Uhr morgens traf er im „Herrenhof“ ein, nickte dem Zahlkellner kurz zu und steuerte seinen Stammplatz an, wo schon die „Wiener Zeitung“ und die „Reichspost“ für ihn bereitgelegt waren. Bronstein holte eine „Donau“ aus seinem silbernen Etui, zündete sie genussvoll an und nahm dann die „Wiener Zeitung“ zur Hand, um die Titelseite in Augenschein zu nehmen. In der Zwischenzeit war der Kellner lautlos an ihn herantreten und stellte beflissen den großen Braunen

nebst einem Glas Wasser ab. Bronstein dankte beiläufig und stürzte sich auf den Leitartikel, der in fast marktschreierischer Form den Titel „Der Hitler-Tragödie zweiter Teil“ trug. Es schien, als wunderte sich die Redaktion des amtlichen Blattes weit weniger über die Ereignisse rund um den mutmaßlichen Putsch der SA als darüber, dass die Nationalsozialisten sich überhaupt noch an der Macht halten konnten. Von blutigem Dilettantismus in Politik und Wirtschaft war da die Rede, davon, dass unverschämter Nepotismus und Byzantinismus wilde Orgien feierten, ein parteipolitisches Sodom und Gomorrha, und Bronstein kam zu dem Schluss, dass die Redakteure der Zeitung einfach keine Ahnung hatten, was sich am Vortag wirklich in Deutschland zugetragen hatte, sodass sie sich nun einerseits in Mutmaßungen ergingen und andererseits, ganz im Sinne der Regierung, eine Philippika gegen den nördlichen Nachbarn vom Stapel ließen. Laut „Wiener Zeitung“ seien Röhrs Verfehlungen doch schon lange allgemein bekannt gewesen, es gebe also keinen Grund, erst jetzt entsetzt zu tun. Unwillkürlich musste Bronstein schmunzeln, als er sah, dass es den Zeitungsmachern auch in diesem brisanten Fall gelang, den Hauptgegner der Regierung anzuschwärzen, sei doch die ganze Angelegenheit in Deutschland der Versuch der sozialistischen Elemente in der NSDAP gewesen, die Macht im Lande zu ergreifen. Also doch ein Putsch? Noch dazu von den Roten unter den Braunen? Die eine Verschwörung anzettelten, seien allerdings Hitlers engste Vertraute gewesen. Hitler, umgeben von lauter Roten? Merkwürdig, dachte Bronstein. Wieso saßen dann so viele Rote in irgendwelchen Lagern? Vollends in einen Strudel von Widersprüchen schrieben sich die Leitartikler allerdings in der zweiten Spalte, als sie einerseits behaupteten, Hitler habe durch diese Verschwörung an Macht eingebüßt, andererseits aber konstatierten, er gehe aus dieser Auseinandersetzung gestärkt hervor. Der Mann aus Braunau war zwar

ohne Frage ein politisches Talent, aber diesen Spagat würde nicht einmal er zuwege bringen, resümierte Bronstein, der aus der Zeitung aufblickte, die Tasse hochhob und dem Kellner signalisierte, er wolle noch etwas bestellen. „Noch einen kleinen Braunen“, sagte er dann, als der Ober nah genug an ihn herantreten war. Dabei verkniff sich Bronstein ein leichtes Lächeln nicht, da ihn der seiner Bestellung innewohnende Wortwitz amüsierte.

Der Rest des Leitartikels bestand aus Lobhudeleien auf die heimische Regierung, die wie ein Fels in der Brandung stehe, während der Nationalsozialismus eben seine Götterdämmerung erlebe. Es sei nicht die Vaterländische Front, sondern vielmehr Hitler, der vor einem Trümmerfeld stehe. Doch, so wusste Bronstein, dafür, dass die Nazis vor ihrem Untergang standen, waren sie in Österreich noch überaus lästig. Als Beamter des Sicherheitsbüros kannte er die Zahl nationalsozialistischer Anschläge und Attentate, und die war gerade in den letzten Wochen nahezu dramatisch angestiegen. Von einer Beruhigung der Lage konnte keine Rede sein. Insofern schien Bronstein die Aussage seines obersten Chefs, Sicherheitsminister Fey, doch etwas verwegen. Dieser behauptete nämlich, wie Bronstein herausfand, als er umblätterte, in Österreich sei die öffentliche Sicherheit gewährleistet. Natürlich, Fey war der oberste Sicherheitsbeamte des Landes, und ihm, Bronstein, stand es ganz sicher nicht zu, die Erkenntnisse dieses Mannes in Zweifel zu ziehen. Doch sein Arbeitsalltag ließ ihn eher zu dem Schluss kommen, dass die Sicherheit in Österreich bestenfalls teilweise gesichert war – und manchmal nicht einmal das. Immerhin konzidierte der Minister, dass die zahlreichen Attentate der letzten Zeit manche Bevölkerungskreise verzagt gemacht und eingeschüchtert hatten, dennoch habe die Exekutive die Lage vollständig im Griff. Nun ja, diese Formulierung hätte er, Bronstein, an dieser Stelle nicht gebraucht, doch er

wusste aus einem Vierteljahrhundert Staatsdienst, dass einem Beamten eine eigene Meinung bestenfalls im privaten Kreise anstand, und selbst dort enthielt man sich ihrer nach Tunlichkeit. Die politischen Systeme, so hatte er im Laufe der Jahre gelernt, kamen und gingen, und alle mussten sie sich darauf verlassen können, dass der Beamtenapparat loyal zum Staate stand. Denn ohne eine effiziente und tugendame Verwaltung war im wahrsten Sinn des Wortes kein Staat zu machen, egal, ob es sich um eine Monarchie, eine Demokratie, eine ständische Ordnung oder selbst um eine Diktatur wie in Deutschland handelte. Insofern musste man als Beamter eigentlich gar nicht flexibel sein. Den Anweisungen der Vorgesetzten war Folge zu leisten, und zwar ungeachtet der Person. Ob es sich um einen kaiserlichen Baron, einen sozialdemokratischen Gewerkschafter oder um einen Militär handelte, in der Verwaltung galt das hierarchische Prinzip – und würde auch immer gelten. Und im Zweifelsfall kam das alte Soldatenwort zum Tragen: Dienstgrad entscheidet.

Und so gesehen mochte Fey Recht haben, wenn er mit den Worten schloss, es liege keinerlei Ursache zur Beunruhigung vor. Bronstein trank seine zweite Tasse Kaffee aus und überlegte, ob er eine dritte bestellen sollte. Er zündete sich eine weitere „Donau“ an und nahm die „Reichspost“ zur Hand. Wollen wir sehen, wie die Parteizeitung die Dinge bewertet, dachte Bronstein und warf einen Blick auf die Titelseite. Dort wurde von einem Komplott gesprochen. Ein großer Teil der SA sei im Begriff gewesen, sich gegen den Führer und die Partei zu erheben. Bronstein las den „Völkischen Beobachter“ aus Prinzip nicht, doch er war sich sicher, anders hätte es auch das Leibblatt des Nationalsozialismus nicht ausgedrückt. Immerhin aber erfuhr man aus der „Reichspost“, dass sich Röhm am Abend selbst entleibt habe. Auch in diesem Punkt, so war sich Bronstein sicher, folgte die „Reichspost“ der offiziellen

deutschen Darstellung. Es überraschte ihn aber, dass auch der ehemalige Reichskanzler Schleicher in die Verschwörung der SA verwickelt gewesen sein sollte. Der preußische Junker und die pöbelnden Braunroten, das passte so gar nicht zusammen, meinte Bronstein, der wachsenden Unglauben hinsichtlich des Berichts der „Reichspost“ an sich registrierte. Angeblich hatte Schleicher versucht, sich mit der Waffe in der Hand gegen die Verhaftung zu wehren, weshalb nicht nur er, sondern auch gleich seine Frau erschossen worden seien. Bronstein war viel zu sehr Polizist, um dieser Darstellung Glauben schenken zu können. An dieser Stelle war die „Reichspost“ ohne Frage nationalsozialistischer Propaganda aufgesessen, und das würde für sie regierungintern sicherlich Konsequenzen haben. Doch das konnte ihm, Bronstein, rechtschaffen gleichgültig sein, denn er gehörte weder der „Vaterländischen Front“ noch sonst irgendeiner Regierungsorganisation an, denn parteipolitisches Engagement, gleich welcher Richtung, ziemte sich für einen Beamten nicht, auch wenn es in der alten Verfassung sogar expressis verbis erlaubt gewesen war. Doch dieses Dokument war vor zwei Monaten ohnehin außer Kraft gesetzt worden, sodass sich Bronstein in seiner stets beibehaltenen Grundeinstellung wenigstens in diesem Punkt bestätigt gefühlt hatte.

Bronstein dämpfte die „Donau“ aus und rang immer noch mit sich, ob er nun einen dritten Kaffee bestellen sollte oder nicht. In genau diesem Augenblick, da Bronstein noch zögerte, betrat der Amtsdienner seiner Abteilung das Kaffeehaus.

Bronstein wusste sofort, dieser Besuch konnte nur ihm gelten, denn ein derart subalternen Mensch wie der Amtsdienner hätte sich das „Herrenhof“ in jeder Beziehung niemals leisten können. Instinktiv richtete sich Bronstein den Schlips und blickte den heraneilenden Mitarbeiter erwartungsvoll an.

„Untertänigst einen guten Tag zu wünschen, Herr Oberst“, begann dieser, „so ein Glück, dass ich Sie hier treff. Das ganze

Präsidium sucht schon ganz heftig nach Ihnen. Es ist nämlich ein Mord passiert.“ Der Amtsdienner wagte es erst jetzt auszuatmen und sank förmlich in sich zusammen, da er seine Aufgabe, wie er meinte, achtbar und untadelig bewältigt hatte.

Bronstein ließ sich Zeit. Als Ranghöherer durfte man gegenüber Untergebenen keinesfalls eine unnötige Eile erkennen lassen, denn das schadete nur dem Ansehen. Man hatte prinzipiell immer die Contenance zu wahren. Bronstein legte also in aller Ruhe die „Reichspost“ beiseite, richtete die Schachtel „Donau“ parallel zur Tischkante aus und sah dann den Amtsdienner wieder direkt an.

„Hat nicht Major Cerny Dienst? Wenn dem so ist, dann wäre es doch zweifelsfrei sein Fall, oder nicht?“

„Der Herr Oberst hat selbstverständlich Recht“, beeilte sich der Amtsdienner, ganz der Hierarchie entsprechend, mit seiner Antwort, „es steht ganz außer Zweifel, dass der Herr Oberst heute nicht im Dienst ist. Es handelt sich nur um einen derart delikaten Fall, dass der Herr Major unbedingt nach Ihnen schicken ließ, um die Meinung des Herrn Obersten zu hören.“

„Soso.“ Jetzt schien die Zeit reif für eine weitere „Donau“, denn die konnte man im Zweifelsfall auch im Gehen weiter rauchen. „Hat er g’sagt, worum es genau geht, der Cerny?“ Ein etwas informellerer Ton schien Bronstein an dieser Stelle angezeigt, um den Amtsdienner dazu zu ermuntern, frei von der Leber weg zu berichten, was sich tatsächlich zugetragen hatte.

Dem war der Sprachwechsel des Obersten nicht entgangen, und so verfiel nun auch er auf sein eigentlich gewohntes Idiom. „In da Innenstodt ham s’ an Fabrikanten g’mocht. Und wäu der a Jud woa, hot der Major g’mant, es tät net schodn, waun se der Herr Oberst die Gschicht anschaun tät.“

Bronstein zuckte unwillkürlich zusammen. Es irritierte ihn jedes Mal aufs Neue, wenn man ihn, den Polizeioberst Bronstein, so degoutant in Verbindung brachte mit irgendwelchen